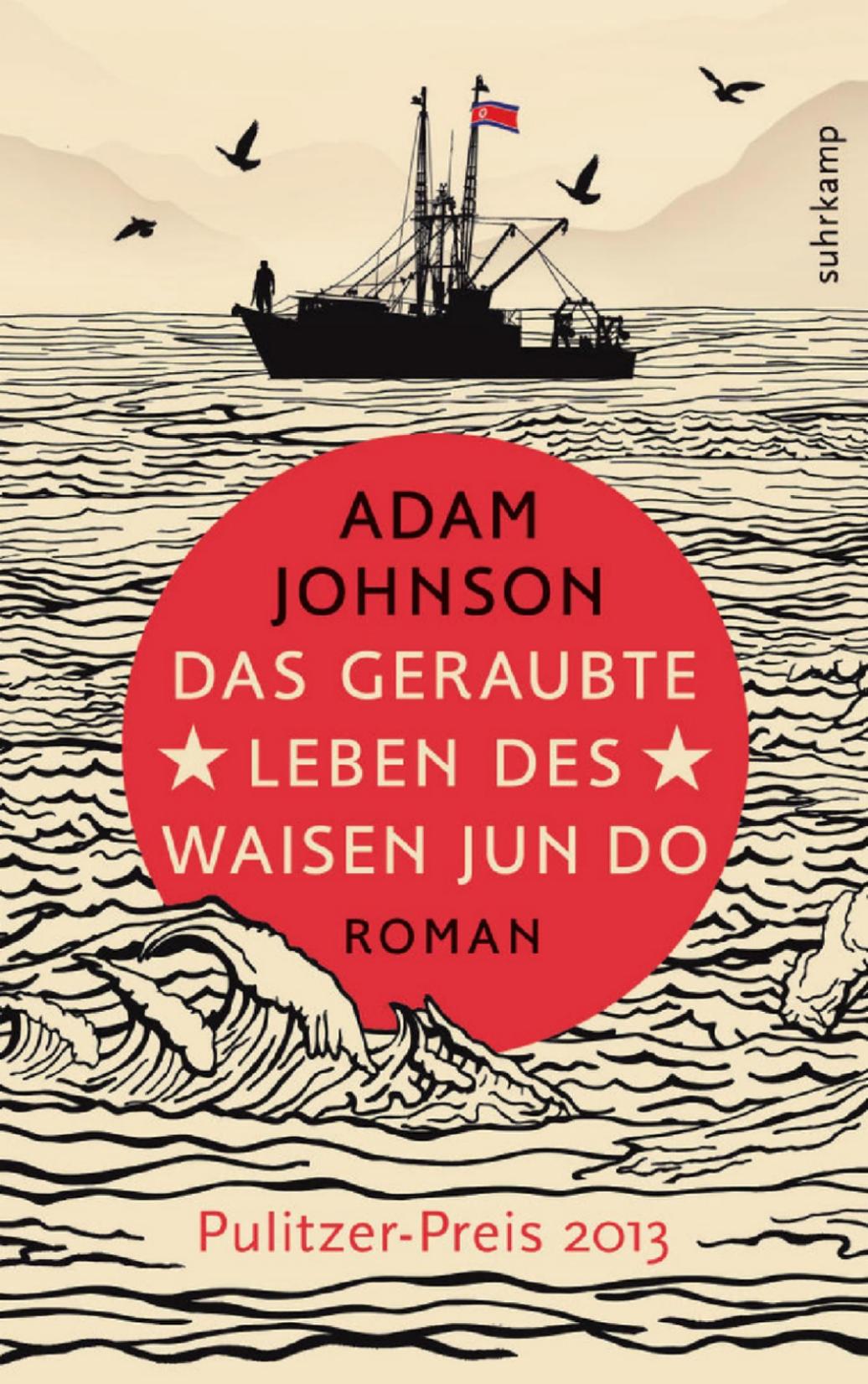


suhrkamp



ADAM
JOHNSON
DAS GERAUBTE
★ LEBEN DES ★
WAISEN JUN DO
ROMAN

Pulitzer-Preis 2013

Pak Jun Do hat noch nie einen Film gesehen, kaum je ein Werbeplakat, er findet es merkwürdig, dass woanders Leute Tiere im Haus halten, und wundert sich über Maschinen, die Geld auswerfen. Er kennt keine Ironie, keine Kunst, keine Mode und keine Magazine. Aufgewachsen im nordkoreanischen Waisenhaus »Frohe Zukunft«, ist er ein winziges Rädchen im großen Getriebe der absurd-grausamen Herrschaft des »Geliebten Führers« Kim Jong Il. Schon ein falsches Wort kann jeden sofort ins Lager bringen.

Doch mit der Zeit beginnt Jun Do an etwas zu glauben, was stärker ist als Staatstreue: Freundschaft und Liebe. Als er die Schauspielerin Sun Moon trifft, lernt er das bedingungslose Vertrauen in einen anderen Menschen kennen. Und nur dafür lohnt es sich zu überleben.

Adam Johnson, geboren 1967 in South Dakota, lehrt in Stanford Creative Writing. 2002 erschienen die Short Storys *Emporium*, 2003 der Roman *Parasites like Us*. Er hat in Magazinen publiziert und zahlreiche Preise und Stipendien erhalten. Für *Das geraubte Leben des Waisen Jun Do* recherchierte Adam Johnson mehrere Jahre und reiste ins abgeschottete Nordkorea. Für den Roman wurde er 2013 mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

ADAM JOHNSON

*Das geraubte Leben des
Waisen Jun Do*

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Anke Caroline Burger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Orphan Master's Son
bei Random House, New York.

Umschlagabbildungen:
Stephen Mulcahey/TW; Ryger/Shutterstock

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4522

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© Adam Johnson, 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: glanegger.com, Büro für Grafik, München
in Anlehnung an den Umschlag der amerikanischen Originalausgabe
von Transworld Publishers, © Stephen Mulcahey/TW

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46522-6

*Das geraubte Leben des
Waisen Jun Do*

FÜR STEPHANIE –
meine Sonne,
mein Mond,
mein Stern und Satellit

BÜRGER, versammelt euch um die Lautsprecher, denn wir haben wichtige Meldungen für euch! In euren Küchen, euren Büros, euren Fabriken – wo ihr auch sein mögt, dreht die Lautstärke auf!

Zu den Nachrichten: Unser Geliebter Führer Kim Jong Il war gestern vor Ort, um die Ingenieure anzuleiten, die den Schiffahrtskanal des Taedong tiefer ausbaggern. Während der Geliebte Führer eine Ansprache vor den Schwimmbaggerfahrern hielt, flatterten Friedenstauben in der Luft, um unserem verehrten General an diesem heißen Tag ein wenig dringend benötigten Schatten zu spenden. Weiterhin teilt das Ministerium für Öffentliche Sicherheit in Pjöngjang mit, dass jetzt in der Taubenjagdsaison die Drähte und Fangschlingen so auszulegen sind, dass sie unsere jüngsten Genossen nicht gefährden. Und vergesst nicht, Bürger: Das Sternegucken ist nach wie vor untersagt.

Nachher werden wir den Sieger des monatlichen Rezeptwettbewerbs bekanntgeben. Hunderte von Vorschlägen wurden eingereicht, doch nur ein Rezept kann das beste sein zur Zubereitung von – Kürbisschalensuppe! Doch vorher zu besorgniserregenden Neuigkeiten vom Koreanischen Ostmeer, wo amerikanische Aggressoren Kriegshandlungen provozieren wollen: Die Yankees überfielen und plünderten ein nordkoreanisches Fischerboot. Damit haben sie zum wiederholten Male das koreanische Hoheitsgebiet verletzt, um sich die wertvolle Fracht eines unserer Schiffe widerrechtlich anzueignen. Derweil erheben sie die unglaublichsten Vorwürfe gegen uns, wie Seeräuberei, Entführung und Grausamkeit

gegenüber Haifischen. *Erstens* sind die Amerikaner und ihre Marionetten die Piraten, die das Meer unsicher machen. Und *zweitens*: Ist nicht erst vor kurzem eine Amerikanerin um die halbe Welt gerudert, um zu unserer großen Nation überzulaufen, dem Arbeiterparadies, dessen Einwohner es an nichts mangelt? Das allein ist wohl Beweis genug, dass die wiederholten Entführungs-Anschuldigungen völlig aus der Luft gegriffen sind.

Grausamkeit gegenüber Haien? Diesen Vorwurf können wir nicht hinnehmen. Der Hai, bekannt als der Freund der Fischer, pflegt eine uralte Kameradschaft mit dem koreanischen Volk. Boten nicht Haie im Jahr 1952 den Matrosen von Admiral Yi Fische aus ihrem Maul dar, um sie bei der Belagerung des Hafens von Okp'o zu unterstützen? Haben Haie nicht eigens krebsbekämpfende Kräfte entwickelt, um ihren menschlichen Freunden zu einem längeren, gesünderen Leben zu verhelfen? Nimmt nicht unser Held Kommandant Ga, Träger des Goldgurts, vor jedem siegreichen Taekwondo-Kampf eine Schale stärkender Haifischflossensuppe zu sich? Und habt ihr nicht mit eigenen Augen den Film *Eine wahre Tochter des Vaterlands* gesehen, Bürger, hier im Moranbong-Lichtspieltheater in Pjöngjang? Dann erinnert ihr euch gewiss an die Szene, in der das Boot unserer großen Volksschauspielerin Sun Moon in der Bucht von Inch'ön kentert, während sie versucht, den amerikanischen Überraschungsangriff zu verhindern. Wir alle hielten den Atem an, als die Haifische begannen, die hilflos in den Wellen Treibende zu umkreisen. Doch erkannten die Haie nicht Sun Moons koreanische Sittsamkeit? Und witterten sie nicht ihren glühenden Patriotismus? Sie trugen sie auf ihren Flossen sicher an Land, wo sie sich sofort in den rasenden Kampf gegen die imperialistischen Eindringlinge warf.

Allein schon daran könnt ihr, Bürger, doch sehen, dass die Gerüchte, die in Pjöngjang die Runde machen – dass Kommandant Ga und Sun Moon sich nicht von Herzen lieben – haltlose Lügen sind! Sie sind ebenso haltlos wie die absurden Entführungsvorwürfe der Japaner. Glauben die Japaner etwa, wir hätten vergessen, dass sie unsere Männer versklavt und unsere Frauen als *Trostfrauen* entehrt haben? *Haltlos*, auch nur anzunehmen, dass irgendeine Frau ihren Gatten mehr lieben könnte als Sun Moon den ihren. Waren die Bürger nicht selbst Zeugen, wie Sun Moon ihrem neuen Ehemann den Goldgurt überreichte, ihre Wangen gerötet vor Sittsamkeit und Liebe? Waren wir nicht alle auf dem Kim Il Sung-Platz versammelt, um dieses Schauspiel mit eigenen Augen zu verfolgen?

Wem wollt ihr Glauben schenken, Bürger? Gerüchten und Lügen oder euren eigenen Augen?

Aber kommen wir zu unserem heutigen Programm zurück, in dem wir eine Wiederausstrahlung von Kim Il Sung's glorreicher Ansprache vom fünfzehnten April Juche 71 senden sowie Hinweise des Genossen Buc, Minister für das Beschaffungswesen, wie sich die Lebensdauer einer Kompaktleuchtstoffbirne verlängern lässt. Doch zuerst eine wunderschöne Überraschung, Bürger: Voller Freude geben wir bekannt, dass Pjöngjang eine neue Opernsängerin hat. Der Geliebte Führer nennt sie die *Liebliche Besucherin*. Gleich wird sie zu eurer patriotischen Erbauung die Arien aus *Meer aus Blut* singen. Und so kehrt an eure Drehmaschinen und Vinalon-Webmaschinen zurück, Bürger, und verdoppelt eure Produktionsleistung, während ihr der Lieblichen Besucherin lauscht, die für uns die Geschichte der glorreichsten Nation der Welt besingt, der Demokratischen Volksrepublik Korea!

ERSTER TEIL

Die Geschichte von Jun Do

JUN DOS MUTTER war Sängerin. Das war das Einzige, was Jun Dos Vater, der Aufseher des Waisenhauses, jemals über sie verriet. In seinem kleinen Zimmer in *Frohe Zukunft* hatte der Waisenhausaufseher das Foto einer Frau hängen. Sie sah hübsch aus – die großen Augen blickten in die Ferne, die Lippen waren zu einem unausgesprochenen Wort geschürzt. Schöne Frauen aus der Provinz wurden nach Pjöngjang verschleppt, und das war sicher auch mit Jun Dos Mutter geschehen. Der beste Beweis war der Waisenhausaufseher selbst. Abends trank er, und die Waisen in ihren Baracken hörten ihn weinen und schreien und verzweifelte Abmachungen mit der Frau auf dem Foto treffen. Jun Do durfte ihn als einziger trösten und ihm schließlich die Flasche aus der Hand nehmen.

Als ältester Junge in *Frohe Zukunft* trug Jun Do viel Verantwortung – die Portionierung des Essens, die Zuteilung der Schlafplätze, die Vergabe von Namen anhand der Liste der 114 Großen Märtyrer der Revolution an die Neuzugänge. Trotzdem war der Waisenhausaufseher sehr darauf bedacht, seinen Sohn, den einzigen Jungen in *Frohe Zukunft*, der kein Waisenkind war, nicht zu bevorzugen. War der Kaninchenstall verdreckt, dann war es Jun Do, der über Nacht darin eingeschlossen wurde. Machte jemand ins Bett, dann kratzte Jun Do die gefrorene Pisse vom Boden. Jun Do hütete sich, vor den anderen damit zu prahlen, dass er der Sohn des Waisenhausaufsehers war und nicht ein Kind, das von seinen Eltern auf dem Weg ins Lager ausgesetzt worden war. Wenn es jemand unbedingt wissen wollte, war es ja nicht schwer herauszufinden – Jun Do war schon länger da als alle anderen und

nur deshalb nicht adoptiert worden, weil sein Vater um nichts in der Welt seinen einzigen Sohn hergegeben hätte. Und es leuchtete ein, dass sein Vater sich einen Posten gesucht hatte, wo er seinen Lebensunterhalt verdienen und sich zugleich um seinen Sohn kümmern konnte, nachdem dessen Mutter nach Pjöngjang entführt worden war.

Dass die Frau auf dem Foto Jun Dos Mutter sein musste, ließ sich schon daran erkennen, wie unerbittlich immer gerade *er* bestraft wurde. Das konnte nur bedeuten, dass Jun Dos Gesicht den Waisenhauseufseher Tag für Tag aufs Neue an die Frau auf dem Foto und den Schmerz über ihren Verlust erinnerte. Nur ein solcher Schmerz konnte einen Vater dazu bringen, seinem Kind mitten im Winter die Schuhe wegzunehmen. Nur ein wahrer Blutsverwandter würde seinem Sohn eins mit dem rauchenden Blatt der Kohlschaufel überziehen.

Hin und wieder wurde eine Gruppe Zöglinge von einer Fabrik adoptiert, und im Frühjahr kamen Männer mit chinesischem Akzent und suchten sich Jungen aus. Ansonsten durfte jeder die Kinder für einen Tag ausleihen, der den Waisen zu essen gab und dem Aufseher etwas zu trinken. Im Sommer füllten sie Sandsäcke, und im Winter brachen sie mit Metallstangen die Eisplatten von den Docks am Hafen. Für eine Schale kalten *Chap Chai* schaufelten sie in Fabriken die öligen Eisenspäne auf, die von den Drehmaschinen flogen. Das beste Essen gab es auf dem Güterbahnhof, scharfes *Yukejang*. Einmal schaufelten die Kinder Güterwaggonn leer und wirbelten dabei ein salzartiges Pulver auf. Als sie zu schwitzen begannen, wurden sie rot – erst ihre Hände und Gesichter, dann die Zähne. Der Güterzug hatte Chemikalien für die Farbenfabrik transportiert. Wochenlang blieben sie rot.

Und dann kamen die Überschwemmungen, im Jahr Ju che

85. Drei Wochen Regen, doch von weggeschwemmten Reisterrassen, von einstürzenden Erdwällen, von ineinanderfließenden Dörfern war aus den Lautsprechern nichts zu hören. Die Armee war damit beschäftigt, die Sungli-58-Fabrik vor dem Hochwasser zu retten, weshalb den Jungen aus *Frohe Zukunft* Seile und lange Fischhaken in die Hände gedrückt wurden, mit denen sie die Menschen aus dem Ch'öngjin-Fluss ziehen sollten, bevor sie in den Hafen gespült wurden. Der Fluss war eine dicke Suppe aus Baumstämmen, Öltanks und Latrinenfässern. Ein Traktorreifen drehte sich im Wasser, ein sowjetischer Kühlschrank. Das dumpfe Donnern von Güterwagen war zu hören, die auf dem Flussgrund entlanggerissen wurden. Eine ganze schreiende Familie klammerte sich an die vorbeiwirbelnde Dachplane eines Truppentransporters. Dann reckte eine junge Frau mit tonlos aufgerissenem Mund den Arm aus dem Wasser, und der Waisenjunge Bo Song bekam ihn mit dem Haken zu fassen – sofort wurde er ebenfalls von der Strömung mitgerissen. Bo Song war als schwächliches Kind ins Waisenhaus gekommen, und als sich herausstellte, dass er taub war, gab Jun Do ihm den Namen Un Bo Song. Dieser, der 37. Märtyrer der Revolution, war dafür berühmt, dass er sich die Ohren mit feuchtem Lehm verstopft hatte, damit er beim Angriff auf die Japaner nicht die Kugeln pfeifen hörte.

Trotzdem schrien die Waisenkinder »Bo Song! Bo Song!« und liefen dort am Ufer entlang, wo sie ihn in den Fluten vermuteten. Sie rannten an den Ausleitungsrohren des Vereinigten Maschinenwerks Ryongsong vorbei, an den schlammigen Erdwällen seiner Laugenbecken, aber Bo Song blieb für immer verschwunden. Am Hafen machten die Jungen Halt. Leichen trieben wie Geronnenes im dunklen Wasser, zu Tausenden wurden sie von den Wellen herumgeworfen wie

klebrige Hirseklumpen, die in der heißen Pfanne zu hüpfen anfangen.

Auch wenn sie es zu dem Zeitpunkt nicht wussten: Das war der Beginn der Hungersnot. Erst gab es keinen Strom mehr, dann keine Züge. Als auch die Fabriksirenen nicht mehr zur Arbeit riefen, wusste Jun Do, dass schwere Zeiten angebrochen waren. Im Winter froren ihnen Finger und Zehen ab, und die Alten erwachten nicht mehr aus dem Schlaf. Und das waren nur die ersten Monate, lange vor den Baumrindenessern. Die Lautsprecher nannten die Hungersnot einen *Beschwerlichen Marsch*, aber die Stimme kam ja auch aus Pjöngjang. Jun Do hatte das in Ch'öngjin noch niemanden sagen hören. Was mit ihnen geschah, brauchte keinen Namen – es war allgegenwärtig, in jedem Fingernagel, den sie abkauten und schluckten, jedem müden Lidschlag, jedem Gang auf die Latrine, wo sie sich mühten, Sägemehlklumpen auszuschleifen. Als auch die letzte Hoffnung verloren war, verfeuerte der Waisenhausaufseher die Betten, und so schliefen die Jungen in der letzten Nacht um einen heiß glühenden Bollerofen auf dem Boden. Am Morgen hielt auf der Straße ein Militärfahrzeug an, eine »Krähe«, wie der Transporter wegen seiner schwarzen Segeltuchabdeckung genannt wurde. Nur noch ein Dutzend Jungen war übrig, sie passten perfekt auf die Ladefläche. Irgendwann endete sowieso jeder Waisenjunge beim Militär. Und so wurde Jun Do mit vierzehn Jahren als Tunnel soldat in der Kunst des lichtlosen Kampfes ausgebildet.

Und dort holte Offizier So ihn acht Jahre später ab. Der ältere Offizier kam sogar persönlich unter die Erde, um sich Jun Do anzusehen, der gerade mit seiner Mannschaft von einem Nachteinsatz im Tunnel zurückkehrte. Zehn Kilometer weit verlief der unter der DMZ, bis fast in die Vororte von Seoul. Die Soldaten verließen den Tunnel immer rückwärts,

damit ihre Augen sich wieder ans Licht gewöhnen konnten, und so wäre Jun Do fast gegen den Offizier gestoßen. Seine breiten Schultern und sein massiver Brustkorb bezeugten, dass er in der guten alten Zeit großgeworden war, vor der Chollima-Kampagne.

»Bist du Pak Jun Do?«, fragte er.

Als Jun Do sich umdrehte, umleuchtete ein Lichtkranz die kurzgeschorenen weißen Haare des Mannes. Sein Gesicht war dunkler als Kopfhaut und Kinn, als habe er gerade erst seinen Bart und eine dichte, wilde Mähne abgeschoren. »Der bin ich«, antwortete Jun Do.

»Das ist der Name eines Märtyrers«, sagte Offizier So.
»Ist das hier ein Waisentrupp?«

Jun Do nickte. »Ja. Aber ich bin kein Waise.«

Der Blick des Offiziers fiel auf das rote Taekwondo-Abzeichen auf Jun Dos Brust.

»Na schön«, sagte Offizier So und warf ihm einen Sack zu.

Darin waren Jeans, ein gelbes T-Shirt mit einem aufgestickten Polo-Pony und Turnschuhe. Die wurden *Nikes* genannt – Jun Do erkannte sie von ganz früher, als das Waisenhaus noch als Begrüßungskomitee für ganze Bootsladungen von Koreanern angetreten war, die man mit Versprechungen von Parteiposten und Wohnungen in Pjöngjang aus Japan in die alte Heimat zurückgelockt hatte. Die Waisen schwenkten Willkommensfähnchen und sangen Parteilieder, damit die japanischen Koreaner die Gangway überhaupt herunterkamen, trotz des fürchterlichen Zustands der Stadt und trotz der Krähen, die schon darauf warteten, sie alle in *Kwan-li-sos*, in Internierungslager, abzutransportieren. Er sah die Heimkehrer, die kräftigen jungen Männer mit ihren schicken neuen Turnschuhen vor sich, als sei es gestern gewesen.

Jun Do hielt das gelbe Hemd hoch. »Was soll ich damit?«

»Das ist deine neue Uniform«, antwortete Offizier So.
»Seekrank wirst du doch nicht, oder?«

*

Wurde er nicht. Sie fuhren mit dem Zug an die Ostküste in die Hafenstadt Chongwang, wo Offizier So ein Fischerboot beschlagnahmte. Die Besatzung hatte solche Angst vor ihren Gästen vom Militär, dass sie ihre Kim Il Sung-Nadeln auf der gesamten Überfahrt nach Japan angesteckt ließen. Auf dem Meer sah Jun Do kleine Fische mit Flügeln, und er sah Spätmorgennebel, der so dicht war, dass er einem die Worte aus dem Mund stahl. Es gab keine Lautsprecher, die den ganzen Tag lang plärrten, und jeder Fischer trug das Bild seiner Frau auf der Brust eintätowiert. Die See war unvorhersehbar – nie wusste man, in welche Richtung man als Nächstes schwanken sollte, und trotzdem fühlte Jun Do sich mit der Zeit wohl. Der Wind in den Masten und Galgen schien sich leise mit den Wellen, die gegen den Bootsrumpf drängten, zu unterhalten, und wenn Jun Do nachts auf dem Dach des Ruderhauses unter den Sternen lag, kam es ihm vor, als sei das Fischerboot ein Ort, an dem man die Augen schließen und durchatmen konnte.

Offizier So hatte auch einen Dolmetscher mit an Bord gebracht, einen Mann namens Gil. Gil las japanische Romane an Deck und hatte Kopfhörer auf, die mit einem kleinen Kassettenspieler verbunden waren. Jun Do versuchte nur einmal, ihn anzusprechen; er wollte fragen, was er hörte, doch bevor er den Mund aufbekam, hatte Gil schon den Spieler angehalten und sagte: »Opern«.

Sie würden jemanden abholen, und zwar am Strand, und diesen Jemand würden sie mit nach Hause bringen. Mehr verriet Offizier So nicht über ihre Mission.

Als es am zweiten Tag dunkel wurde, sahen sie in der Ferne die Lichter einer Stadt, aber der Kapitän wollte nicht näher heranzufahren.

»Das ist Japan«, sagte er. »Für diese Gewässer habe ich keine Karte.«

»Ich bestimme, wie dicht wir heranzufahren«, befahl Offizier So. Einer der Fischer lotete die Wassertiefe aus, und sie hielten aufs Ufer zu.

Jun Do zog sich um und schnürte den Gürtel fest zu, damit die steife Jeans nicht herunterrutschte.

»Sind das die Klamotten von dem letzten Kerl, den ihr entführt habt?«, fragte Jun Do.

Offizier So sagte: »Ich habe seit Jahren niemanden mehr entführt.«

Ein ungutes Gefühl beschlich Jun Do.

»Entspann dich«, sagte der Offizier. »Ich hab so was schon hundert Mal gemacht.«

»Wirklich?«

»Na ja, siebenundzwanzig Mal.«

Offizier So hatte ein kleines Skiff mit an Bord gebracht, und als sie der Küste nahe genug waren, ließen die Fischer es zu Wasser. Im Westen ging über Nordkorea die Sonne unter, der Wind wechselte die Richtung, und es kühlte deutlich ab. Das Skiff war winzig, fand Jun Do, eigentlich kaum groß genug für eine Person, und erst recht nicht für drei und ein sich wehrendes Entführungsoffer. Offizier So stieg mit einem Fernglas und einer Thermoskanne hinunter, Gil folgte ihm. Als Jun Do neben Gil Platz nahm, schwappte schwarzes Wasser über die Seite herein, und seine Schuhe waren sofort durchweicht. Er überlegte, ob er preisgeben sollte, dass er nicht schwimmen konnte.

Gil wollte, dass Jun Do ihm Sätze auf Japanisch nach-

sprach. Guten Abend – *Konban wa*. Entschuldigung, ich habe mich verlaufen – *Chotto sumimasen, michi ni mayoimashita*. Meine Katze ist weg – *Watashi no neko ga maigo ni nari-mashita*.

Der Alte drehte den Bug in Richtung Strand, wobei er den Außenbordmotor, einen müden, russischen Vpresna, viel zu sehr hochjagte. Dann schwenkte er nach Norden, parallel zur Küste, und mit jeder anrollenden Woge neigte sich die Nusschale landwärts, nur um wieder Richtung See zu kippen, sobald der Wellenberg unter ihnen hindurchgeglitten war.

Gil schnappte sich das Fernglas, doch anstatt den Strand damit abzusuchen, richtete er es auf die hohen Gebäude der Innenstadt, deren Neonlichter gerade zum Leben erwachten.

»Schaut euch das an«, sagte Gil. »Hier hat kein Beschwerlicher Marsch stattgefunden.«

Jun Do und Offizier So sahen sich an.

Offizier So befahl Gil: »Sag ihm noch einmal, was ›Wie geht es Ihnen?‹ heißt.«

»*Ogenki desu ka*«, sagte Gil.

»*Ogenki desu ka*«, wiederholte Jun Do. »*Ogenki desu ka*.«

»Sag's so, als würdest du ›Wie geht es Ihnen, verehrter Mitbürger?‹ sagen. *Ogenki desu ka*«, instruierte ihn Offizier So. »Nicht wie ›Wie geht's, ich pflück dich gleich von diesem beschissenen Strand.««

Jun Do fragte: »So nennen Sie das, *pflücken*?«

»Ganz früher haben wir es mal so genannt.« Er setzte ein falsches Lächeln auf. »Sag's freundlich, Schluss.«

Jun Do erwiderte: »Warum schicken Sie nicht Gil? Schließlich kann er Japanisch.«

Offizier So blickte wieder hinaus aufs Wasser. »Du weißt, warum du hier bist.«

Gil fragte: »Warum ist er hier?«

Offizier So antwortete: »Weil er im Dunkeln kämpfen kann.«

Gil sah Jun Do an. »Das machst du? Ich meine, ist das dein Beruf?«, fragte er.

»Ich bin Leiter eines Einfallkommandos«, antwortete Jun Do. »Meistens laufen wir nur im Dunkeln herum, aber es wird auch gekämpft, ja.«

Gil sagte: »Und ich dachte, mein Job wäre beschissen gewesen.«

»Was hast du gemacht?«, fragte Jun Do.

»Bevor ich auf die Sprachschule gekommen bin?«, sagte Gil. »Landminen.«

»Was, entschärfen?«

»Schön wär's gewesen«, sagte Gil.

Sie näherten sich dem Ufer bis auf zwei-, dreihundert Meter und tuckerten dann an den Stränden der Präfektur Kagoshima entlang. Je mehr das Licht schwand, desto verschlungener spiegelte es sich in der Architektur jeder anrollenden Welle.

Gil streckte den Arm aus. »Da«, sagte er. »Da ist jemand am Strand. Eine Frau.«

Offizier So drosselte den Motor und nahm den Feldstecher, hielt ihn mit ruhiger Hand vor die Augen und drehte an der Feinjustierung, während seine buschigen, weißen Augenbrauen sich hoben und senkten. »Nein«, sagte er und reichte das Glas an Gil zurück. »Guck genauer hin, es sind zwei Frauen. Sie gehen nebeneinander.«

Jun Do sagte: »Ich dachte, wir suchen nach einem Mann.«

»Spielt keine Rolle«, antwortete der Alte. »Hauptsache, die Person ist allein.«

»Was, wir sollen einfach irgendjemanden vom Strand pflücken?«

Offizier So antwortete nicht. Eine Weile war außer dem Tuckern des Außenborders nichts zu hören. Dann sagte Offizier So: »Früher, zu meiner Zeit, da hatten wir eine ganze Division, Gelder, ein Schnellboot, eine Betäubungspistole. Wir haben beobachtet, infiltriert, minutiös ausgewählt. Familienväter haben wir nicht genommen, Kinder sowieso nicht. Ich bin mit lupenreinem Leumund pensioniert worden. Und guckt mich jetzt an. Wahrscheinlich bin ich der Letzte, der von damals noch übrig ist. Ich wette, ich bin der Einzige, den sie finden konnten, der sich mit diesem Geschäft auskennt.«

Gil stellte auf etwas am Strand scharf. Er polierte das Glas, aber es war im Grunde viel zu dunkel, um irgendetwas zu erkennen. Er gab den Fernstecher an Jun Do weiter. »Kannst du was sehen?«, fragte er.

Als Jun Do das Fernglas ansetzte, machte er mit Mühe eine männliche Gestalt aus, die sich direkt am Wasser entlangbewegte – es war eigentlich nur ein schemenhafter Schatten vor noch dunklerem Hintergrund. Dann sah er eine Bewegung aus dem Augenwinkel. Etwas raste am Strand entlang auf den Mann zu – es musste ein Hund sein, aber groß, so groß wie ein Wolf. Der Mann machte eine Geste, und der Hund rannte weg.

Jun Do meldete Offizier So: »Da ist ein Mann. Er hat einen Hund.«

Offizier So richtete sich auf und griff nach der Motorpinne. »Ist er allein?«

Jun Do nickte.

»Ist der Hund ein Akita?«

Mit Hunderassen kannte Jun Do sich nicht aus. Einmal in der Woche hatten die Waisen eine Hundefarm in der Gegend saubergemacht. Hunde waren schmutzige Tiere, die einen bei jeder Gelegenheit anfielen – sogar über die Pfosten ihrer

Zwinger hatten sie sich hergemacht und sich mit ihren Reißzähnen durch das Holz gearbeitet. Mehr wollte Jun Do gar nicht über sie wissen.

Offizier So sagte: »Hauptsache, das Viech wackelt mit dem Schwanz. Das ist das Einzige, was dich kümmern muss.«

Gil sagte: »Die Japaner bringen ihren Hunden Kunststückchen bei. Du brauchst bloß ›Guter Hund, mach Sitz‹ zu sagen. *Yoshi yoshi. Osuwari kawaii desu ne.*«

Jun Do sagte: »Hör auf mit dem Scheißjapanisch.«

Er hätte gern gefragt, ob sie einen Plan hatten, aber Offizier So hielt einfach aufs Ufer zu. Zu Hause in Panmunjom war Jun Do der Anführer seiner Tunneleinheit, dafür bekam er Alkoholbezugsscheine und hatte einmal wöchentlich Anrecht auf eine der Frauen. In drei Tagen nahm er am Viertelfinale der KVA-Taekwondo-Ausscheidung teil.

Einmal im Monat wurde jeder Tunnel unter der DMZ gründlich von Jun Dos Einheit überprüft. Dabei arbeiteten sie ohne Licht, was hieß, dass sie kilometerweit durch komplette Finsternis liefen. Ihr Rotlicht setzten sie nur am Tunnelende ein, wo sie die Siegel und Stolperdrähte überprüften. Sie verhielten sich, als könnten sie jeden Augenblick auf Südkoreaner treffen, und abgesehen von der Regenzeit, wenn die Tunnel schlammig und unbenutzbar waren, trainierten sie ihre Handtechniken täglich in völliger Finsternis. Angeblich verfügten die südkoreanischen Soldaten über Infrarotbeleuchtung und amerikanische Nachtsichtbrillen. Die einzige Waffe, über die Jun Dos Jungs verfügten, war die Dunkelheit.

Als der Wellengang unruhiger wurde und bei Jun Do leichte Panik aufkam, fing er ein Gespräch mit Gil an. »Und was ist das für ein Job, der schlimmer ist als das Entschärfen von Landminen?«

»Sie zu kartieren«, sagte Gil.

»Wie, mit einem Räumern?«

»Metalldetektoren funktionieren nicht«, sagte Gil. »Die Amerikaner haben jetzt Plastikminen. Wir haben Karten erstellt, auf denen wir eingezeichnet haben, wo welche liegen müssten. Dabei orientieren wir uns am Gelände und an der Psychologie. Wo der Wegverlauf oder eine Baumwurzel den Fuß auf eine bestimmte Stelle zwingt, vermuten wir eine Mine und tragen sie ein. Ganze Nächte haben wir im Minenfeld verbracht, mit jedem Schritt unser Leben riskiert, und wofür? Am nächsten Morgen waren die Minen immer noch da, und der Feind auch.«

Jun Do wusste, wer die schlimmsten Jobs bekam – Tunnelaufklärung, Zwölf-Mann-U-Boote, Minen, Biochemie – und sah Gil auf einmal in einem anderen Licht. »Du bist also Waise«, sagte er.

Gil wirkte schockiert. »Ganz und gar nicht. Du?«

»Nein«, erwiderte Jun Do, »ich doch nicht.«

Jun Dos Einheit bestand aus lauter Waisen, aber in Jun Dos Fall war es ein Versehen. Als Adresse stand auf seiner KVA-Karte *Frohe Zukunft*, das hatte ihn zu dem Job verdammt. Es war ein bürokratischer Fehler, den scheinbar niemand in ganz Nordkorea beheben konnte, und jetzt war es sein Schicksal. Er hatte sein ganzes Leben unter Waisen verbracht, er kannte ihre Notlage und hasste sie daher nicht wie die meisten anderen Koreaner. Trotzdem war er keiner von ihnen.

»Und jetzt bist du Dolmetscher?«, fragte Jun Do ihn.

»Wenn man lange genug in den Minenfeldern gearbeitet hat«, antwortete Gil, »wird man belohnt. Man wird auf einen gemütlichen Posten geschickt, zum Beispiel eine Sprachschule.«

Offizier So stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus.

Der weiße Schaum der Brecher wehte jetzt ins Boot.

»Das Beschissene ist«, sagte Gil, »dass ich jedes Mal, wenn ich die Straße langgehe, denke: Da würde ich eine Landmine hinlegen. Oder ich merke, dass ich bestimmte Stellen meide, ich setze meinen Fuß nicht auf eine Türschwelle oder vor ein Pissoir. Ich kann nicht mal mehr in den Park gehen.«

»Den Park?«, fragte Jun Do. Er hatte noch nie einen Park gesehen.

»Das reicht«, unterbrach Offizier So. »Es wird Zeit, dass die Sprachschule einen neuen Japanischlehrer bekommt.« Er würgte den Motor ab, die Brandung wurde laut, und das Skiff schaukelte führerlos in den Wellen.

Der schemenhafte Mann am Strand beobachtete sie, aber jetzt, zwanzig Meter vom Ufer, konnten sie nichts mehr dagegen tun. Als das Boot beinahe kenterte, sprang Jun Do heraus, um es von außen zu stützen. Das Wasser war zwar nur hüfttief, aber er wurde sofort hart von den Brechern erfasst. Die Brandung schleifte ihn über den Sand, bevor er hustend wieder hochkam.

Der Mann am Strand sagte nichts. Als Jun Do an Land watete, war es fast dunkel.

Jun Do atmete tief durch und strich sich das Wasser aus den Haaren.

»*Konban wa*«, sagte er zu dem Unbekannten. »*Odenki kesu da*.«

»*Ogenki desu ka*«, rief Gil vom Boot herüber.

»*Desu ka*«, wiederholte Jun Do.

Der Hund kam mit einem gelben Ball im Maul angerannt. Einen Augenblick stand der Mann ganz still. Dann wich er einen Schritt zurück.

»Pack ihn«, brüllte Offizier So.

Der Mann raste los, und Jun Do verfolgte ihn in seinen

durchweichten Jeans und sandverklebten Turnschuhen. Der Hund war groß und weiß und sprang aufgeregt neben ihnen her. Der Japaner rannte schnurstracks den Strand entlang; ohne den Hund, der um ihn herumtollte, wäre er kaum zu sehen gewesen. Jun Do rannte aus Leibeskräften. Er konzentrierte sich ausschließlich auf die Schritte vor ihm im Sand, dumpf, wie Herzpochen. Dann schloss er die Augen. In den Tunneln hatte Jun Do gelernt, Menschen zu spüren, ohne sie zu sehen. Wenn jemand da war, dann fühlte er das, und wenn er in Reichweite gelangte, konnte er denjenigen zielgenau ansteuern. Sein Vater, der Waisenhausaufseher, hatte ihm immer das Gefühl vermittelt, seine Mutter sei tot, aber das stimmte nicht, sie war gesund und am Leben, nur außer Reichweite. Und auch wenn er nie gehört hatte, was aus dem Waisenhausaufseher geworden war, spürte Jun Do, dass sein Vater nicht mehr lebte. Das Kämpfen im Dunkeln funktionierte nicht anders: Man musste seinen Gegner spüren, durfte sich aber auf keinen Fall seiner Fantasie überlassen. Die Dunkelheit im eigenen Kopf füllte sich zu schnell mit Geschichten, die nichts mit der echten Dunkelheit um einen herum zu tun hatten.

Vor ihm war der dumpfe Aufprall eines Menschen auf dem Boden zu hören – etwas, was Jun Do schon tausend Mal gehört hatte. Er stoppte neben dem Mann, der sich aufzurichten versuchte. Sein mit Sand bedecktes Gesicht leuchtete gespenstisch. Beide keuchten und schnappten nach Luft, beider Atem eine einzige weiße Wolke.

Tatsächlich schnitt Jun Do bei Wettkämpfen nie besonders gut ab. Beim Kampf im Dunkeln verriet ein leichter Haken dem Gegner nur, wo man war. Im Dunkeln musste man zuschlagen, als wolle man mit der Faust durch seinen Gegner hindurchstoßen. Maximale Reichweite war wichtig – weite

Schwinger, wirbelnde Drehtritte, die eine Menge Raum abdeckten und den anderen sofort zu Fall brachten. Bei einem Wettkampf aber sah der Gegner solche Angriffe kilometerweit kommen und brauchte bloß auszuweichen. Aber ein Mann nachts am Strand, der unsicher dastand? Jun Do versetzte ihm einen rückwärtigen Schnapptritt an den Kopf, und der Fremde ging zu Boden.

Der Hund stand nicht einen Moment still – aus Aufregung vielleicht, oder aus Enttäuschung. Er scharrte neben dem Bewusstlosen im Sand und ließ den Ball fallen. Jun Do hätte den Ball gern geworfen, wagte sich aber nicht in die Nähe dieser Zähne. Der Schwanz wedelte nicht, merkte Jun Do plötzlich. Etwas schimmerte im Sand – die Brille des Mannes. Jun Do setzte sie auf, und der diffuse Schein über den Dünen verwandelte sich in scharf umrissene Lichtpunkte: Fenster. Die Japaner wohnten nicht in großen Häuserblocks, sondern in kleineren Einzelbaracken.

Jun Do steckte die Brille ein, packte den Mann bei den Füßen und zog ihn hinter sich her. Der Hund gab kurze, aggressive Kläffer von sich. Als Jun Do über die Schulter blickte, knurrte der Hund das Gesicht des Mannes an und kratzte ihm über Stirn und Wangen. Jun Do senkte den Kopf und zog weiter. Der erste Tag im Tunnel ist kein Problem, aber wenn man am zweiten Tag aus der Finsternis eines Traums in echter Finsternis erwacht, dann muss man die Augen öffnen. Wenn man sie geschlossen hält, dann laufen alle möglichen verrückten Filme im Kopf ab, ein Hund zum Beispiel, der einen hinterrücks anfällt. Mit offenen Augen braucht man sich nur dem Nichts zu stellen, dem man sich tatsächlich gegenüber sieht.

Als Jun Do endlich in der Dunkelheit das Boot gefunden hatte, ließ er den Bewusstlosen wie einen Sack zwischen die

Aluminiumstreben plumpsen. Der Mann machte einmal die Augen auf und gleich wieder zu.

»Was hast du mit seinem Gesicht angestellt?«, wollte Gil wissen.

»Wo warst du?«, fragte Jun Do. »Der Kerl ist schwer.«

»Ich bin nur der Dolmetscher«, antwortete Gil.

Offizier So schlug Jun Do auf den Rücken. »Nicht schlecht für einen Waisenknaben«, sagte er.

Jun Do wirbelte zu ihm herum. »Ich bin kein Waisenknabe«, fuhr er ihn an. »Und wieso zum Teufel behaupten Sie, Sie hätten das schon hundert Mal gemacht? Wir fahren raus ohne jeden Plan, außer dass ich jemandem hinterherrenne? Sie sind noch nicht mal ausgestiegen.«

»Ich wollte sehen, aus was für einem Holz du geschnitzt bist«, erwiderte Offizier So. »Das nächste Mal stellen wir uns schlauer an.«

»Es gibt kein nächstes Mal«, schnappte Jun Do.

Gil und Jun Do drehten das Boot in die Wellen. Die Brecher schlugen über ihnen zusammen, während Offizier So am Anlasser zog. Als alle vier an Bord waren und sie aufs offene Meer zuhielten, sagte Offizier So: »Reg dich ab, von jetzt an wird's einfacher. Denk einfach nicht drüber nach. Als ich gesagt habe, ich hätte siebenundzwanzig Leute entführt, war das ein Witz. Ich habe nicht mitgezählt. Vergiss sie einfach sofort. Zähl nicht mit, auf keinen Fall.«

Obwohl der Außenborder sehr laut war, konnten sie den Hund am Ufer immer noch hören. Selbst als sie schon weit draußen auf dem Wasser waren, drang sein verzweifertes Gebell noch zu ihnen herüber, und Jun Do wusste, dass ihm dieses Bellen für immer in den Ohren klingen würde.

Sie übernachteten auf einer Songun-Basis in der Nähe der Hafenstadt Kinjye. Ringsum lagen die Erdbunker der Boden-Luft-Raketen, und als die Sonne untergegangen war, leuchteten die weißen Werferbatterien im Mondlicht. Weil sie in Japan gewesen waren, mussten die drei sich von den übrigen Soldaten fernhalten. Sie wurden in der Krankenstube untergebracht, einem kleinen Raum mit sechs Pritschen. Dass es eine Krankenstube war, konnte man nur an dem einsamen Regal mit Gerätschaften zum Blutabnehmen und dem alten chinesischen Kühlschrank mit einem roten Kreuz auf der Tür erkennen.

Den Japaner hatten sie in einen der heißen Verschlänge auf dem Exerzierplatz gesperrt, und Gil war jetzt da draußen und übte durch ein Loch in der Tür Japanisch. Jun Do und Offizier So lehnten im Fenster der Krankenstube und teilten sich eine Zigarette, während sie Gil beobachteten, der im Dreck saß und allen Ernstes mit Hilfe des Mannes, an dessen Entführung er selbst beteiligt gewesen war, idiomatische Ausdrücke übte. Offizier So schüttelte ungläubig den Kopf. Ein Patient befand sich ebenfalls auf der Krankenstube, ein kleiner Soldat, um die sechzehn, mit von der Hungersnot verkümmertem Knochenbau. Er lag mit klappernden Zähnen auf einer Pritsche. Von ihrem Zigarettenrauch bekam er Hustenanfälle. Sie rückten seine Pritsche so weit weg, wie das in dem kleinen Raum ging, aber er war immer noch nicht still.

Einen Arzt gab es nicht. Die Krankenstube war ein Raum, in dem kranke Soldaten so lange lagen, bis klar war, dass sie nicht wieder gesund würden. Wenn sich der junge Soldat bis zum Morgen nicht berappelt hatte, würde die Militärpolizei kommen, ihm eine Kanüle setzen und ihm vier Beutel Blut abzapfen. Jun Do hatte das früher schon mitangesehen und den Eindruck gewonnen, dass es kein schlechter Abgang war.